

ZUR ZEITGESCHICHTE

Polizeistaat Berlin

Von einem Leser, der Patient im Rudolf-Virchow-Krankenhaus war, wird uns folgendes Schreiben dieses Krankenhauses zur Verfügung gestellt:

Nach den von uns gemachten Feststellungen haben Sie in der Aufnahme-Verhandlung vom 27. Juli 1953 den Satz „Ich befreie hiermit die Krankenanstalt und die behandelnden Anstaltsärzte gegenüber der Gebietskörperschaft Groß-Berlin von der beruflichen Schweigepflicht“ gestrichen. Wir bedauern, diese Streichung nicht anerkennen zu können, da dieser Satz ein Teil der vertraglichen Aufnahmebedingungen ist.

Unsere Nachforschungen ergaben, daß tatsächlich eine derartige Anordnung besteht. Wir hoffen, daß das Landesgesundheitsamt uns umgehend in die Lage versetzt zu melden, daß sie be s t a n d.

Gold und Silber lieb' ich sehr . . .

Nachdem wir unter dieser Überschrift in Nr. 2394 glosiert hatten, daß die Zeitschrift für Goldschmiedekunst „Gold und Silber“ im Sowjetjargon für die Leipziger Messe wirbt, erhielten wir von der Redaktion der Zeitschrift die briefliche Versicherung: „Tendenz und Ausdrucksweise von „Gold und Silber“ dürfte den Lesern unseres Berufskreises so einwandfrei klar sein, daß niemand im Ernst glauben kann, die Ausführungen des Leipziger Messeamtes gäben die Auffassung der Redaktion wieder.“ Wie ist das nun wieder zu verstehen? Das Leipziger Messeamt ist also Mitarbeiter des redaktionellen Teils von „Gold und Silber“ — denn die Notiz stand ja nicht im Anzeigenteil. Die Redaktion erklärt, daß sie die ihr eingesandten Mitteilungen der Messeämter wörtlich, aber zum Teil gekürzt wiedergebe; sie hat in diesem Falle, wie sie sagt, „stark“ gekürzt — aber sie hat den Propagandajargon der „DDR“ ungekürzt gelassen. Eben das hatten wir nicht in Ordnung gefunden. Die Redaktion verteidigt sich: in Belgien habe man es „auch“ so abgedruckt. Ob wohl von Belgien „auch“ ein Landesteil durch die Moskauer geknechtet und verelendet wird?

Ein Leser hat uns freundlicherweise Ausschnitte aus anderen westdeutschen Fachblättern (Eisenhändler, Papier) geschickt, in denen ebenfalls die Leipziger Messe angekündigt wird. Dort aber ist zumindest sorgfältig gekürzt und jeder „rote“ Ton ausgemerzt worden. Im „Eisenhändlerfachblatt“ wird sogar eine leicht kritische Note angeschlagen. Jedenfalls hat sich seit dem 17. Juni einiges geändert, und dem — damit können wir dieses Kapitel erfreulicherweise schließen — trägt auch die Redaktion von „Gold und Silber“ Rechnung, indem sie uns schreibt: „Es liegt der Redaktion fern, die Einstellung, die in dieser Mitteilung (des Leipziger Messeamtes) zum Ausdruck kommt, zu teilen oder diese Meldung, die ihre Herkunft in Form und Abfassung ohne weiteres verrät, zu billigen. Wir bedauern es, wenn dieses Mißverständnis in dem einen oder anderen Falle eingetreten sein sollte, und werden uns zur Klarstellung im nächsten Heft unserer Zeitschrift äußern.“

Berechtigter Zorn

Das Düsseldorf'sche Schöffengericht verband kürzlich in einer Urteilsbegründung juristische und politische Gerechtigkeit. Ein achtundfünfzigjähriger Flüchtling aus Thüringen hatte im nordrhein-westfälischen Landtag drei kommunistische Abgeordnete mit einem Schlagring bedroht. Er war im KZ gewesen und kannte die „Segnungen“ des Kommunismus so gut, daß ihn die scheinheiligen Tiraden der Kommunisten — er lügt wie ein Kommunist, muß man heute sagen — im Westen in Harnisch brachten. So lief er eines Tages im Landtag von Nordrhein-Westfalen von der Zuhörertribüne ins Fraktionszimmer der KP. Dort schwang er einen Schlagring und rief: „Wenn Reimann kommt, schlage ich ihm den Schädel ein.“ Ähnliche Drohungen wiederholte er später in den Wandelgängen.

Der Staatsanwalt verlangte eine exemplarische Strafe wegen Nötigung und Bedrohung, weil es sich um einen Uebergriff im Parlamentsgebäude handle. Das Gericht stellte jedoch fest, weil der Zorn des Angeklagten berechtigt sei, könne von Nötigung nicht die Rede sein. Es verhängte sechs Wochen Gefängnis. Wir hoffen: mit Strafaussetzung.

Formulare gefällig?

Unter dieser Überschrift hatten wir in Nr. 2400 zu diesem alten und ewig neuen Thema etwas beigesteuert. Nun schreibt uns ein Leser:

Jedermann, der eine Einkommensteuererklärung abgeben soll, erhält die Aufforderung hierzu durch ein Formular. Er braucht ein zweites für seine Akten. Da steht in der „Anleitung“ zu lesen, aus Ersparnisgründen gebe das Finanzamt kein zweites Exemplar ab. Man könne im „Steuerblatt“ nachlesen, in welchen Buchhaltungen man es kaufen könne. Erfolg: hunderttausend Berliner erkundigten sich, wo es wohl ein „Steuerblatt“ zu kaufen gibt, fahren hin, kaufen es, suchen sich eine Buchhaltung heraus, fahren hin, kaufen ein zweites Exemplar, und schon ist die Ersparnis erzielt . . . beim Finanzamt. Und nun gar die Hypothekengewinnabgabe! Jeder Hausbesitzer muß ein Formular ausfüllen; zweites Exemplar wie oben! Jedes Exemplar umfaßt acht auszufüllende Seiten und vier Seiten Merkblatt. Auf meinem Hause ruhte und ruht keine Hypothek. Man sollte meinen, eine Postkarte mit dem einen Wort „Fehlzanzeige“ genüge. Aber nein. Der Amtsschimmel ist viel größer als das — trojanische Pferd.

Der Weg nach BERLIN

Von Chester Wilmut

48. Fortsetzung Uebersetzt von Hans Steinsdorff. Copyright by Alfred Metzner Verlag, Frankfurt a. M.

Als die Amerikaner die Elbe erreicht hatten, standen sie tief im Gebiet der künftigen Sowjetzone, und es gab kein politisches oder militärisches Abkommen, das sie hätte hindern können, weiter vorzudringen. Bisher war mit den Russen über keine „Stoplinie“ verhandelt worden. Eisenhower benachrichtigte denn auch Moskau, „beide Armeen sollten den Vormarsch bis unmittelbar vor ihrer Berührung fortsetzen“. Angesichts dieser günstigen Entwicklung verpöppelten Churchill und seine Stabschefs ihre Bemühungen, Marshall die Bedeutung Berlins nahezubringen, aber die Amerikaner waren durch die vermeintliche Gefahr eines im „Nationalen Réduit“ lange sich hinziehenden Widerstandes so beunruhigt, daß Marshall sogar Eisenhower gedrängt hatte, den Hauptstoß nicht auf Dresden, sondern auf München zu führen. Jedenfalls dachte er nicht daran, eine politische Weisung herauszugeben, am allerwenigsten eine Direktive, die verlangt hätte, daß Eisenhower gegen die deutsche Hauptstadt vorrückte.

Sollte Eisenhowers strategischer Plan trotz der unzugänglichen Haltung Marshalls und seiner Kollegen doch noch aus politischen Gründen zugunsten des Stoßes auf Berlin geändert werden, so blieb, wie Churchill erkannte, nur übrig, daß Roosevelt diese Entscheidung traf, und zwar sofort. Aber der Präsident war müde und krank; die lange, beschwerliche Reise nach Jalta und die zermürbenden Verhandlungen der Konferenz hatten ihn erschöpft. Auf Anraten seiner Ärzte hatte er sich Ende März zur Erholung nach Warm Springs in Georgia begeben. Dort erreichte ihn am 1. April eine persönliche Botschaft Churchills über die Bedeutung Berlins. Doch auch ein gesunder Roosevelt hätte sich gestraubt, gegen seine militärischen Berater in einer Frage zu entscheiden, in der sie sich so stark gemacht hatten. Roosevelt war über die Wendung, die die politische Entwicklung genommen hatte, äußerst bekümmert, besonders wegen des feindseligen Tons der Moskauer Kabeltelegramme über die polnische Regierung und die deutsche Kapitulation in Italien. Doch war er nicht geneigt aus diesen Kontroversen eine Kernfrage zu machen, zumal sich die Berner Unterhandlungen als verfrüht herausgestellt hatten, Er

Die Wüste und die heiße Stadt

Durch den Mistral nach Arles / Von Karena Niehoff

Eines Tages befand ich mich plötzlich in der Wüste: mitten in der reichen Provence, nahe bei den üppigen Weinhängen der Rhône, den wilden Fontänen der Berge und den bunten Obstfeldern der Täler. Zwischen all den kleinen fröhlichen Städten, die diesen Reichtum pflegen und nutzen, eine Wüste.

Ich kam von Marseille und hatte eben die gewaltigen Petroleum- und Benzinraffinerien des Etang de Berre, des großen, mit dem Mittelmeer verbundenen Salzwassersees, der den überseeischen Petroleumdampfern als Hafen dient, hinter mir gelassen, hatte mich in die Autoschlange der Sonntagsausflügler eingereiht, die ungeduldig hupend den einbahnigen Uebergang über die Rhône in Martigues abwarteten, war dann kurz in diesem reizenden kleinen Lagunenstädtchen umherspaziert oder vielmehr auf seinen dunklen, engen Kanälen, in denen sich spitzgiebelige Häuschen spiegeln, umhergeondelt und hatte den sanft verzierten Sonntagsmalern über die Schulter geschaut. Dann war ich weitergefahren, so, wie man es mir gesagt hatte, in der Richtung nach Arles. Aber man hatte mir kein Wort von einer Wüste gesagt. Sie lag mit einem Male vor mir, menschen- und häuserleer, schonungslos der Sonne ausgeliefert, eine Wüste aus Stein. „Le désert de la Crau“, die Wüste Crau. Ich war schon ziemlich fest davon überzeugt, daß ich aus Versehen nach Afrika geraten war, was mich — so nahe dem großen Aufschneider Tartarin von Tarascon — nicht gewundert hätte.

Diese Erde ist bewegungslos geworden, seitdem vor langer, langer Zeit die Durance, ein Nebenfluß der Rhône, ihr Bett mehrmals änderte und sich entschloß, die Gegend weiter aufwärts, bei Avignon, mit ihren Wassern zu beglücken. Genau wie die Rhône selbst, schleppte sie Umengungen von Geröll mit sich, die sie bei jeder Verlagerung zurückließ, bis das ganze Gebiet keinen Tropfen Wasser, aber desto mehr Steine hatte.

Langsam lasse ich den Wagen durch die Einöde rollen, die schnurgerade Straße entlang, die durch diesen leeren Vorhof in die Hölle führen könnte. Ihre Gluten hat sie



Gräberstadt Alyscamp

Photo: Tagesspiegel-Archiv

vorausgeschickt. Sie brennen in den Wagenfenstern, auf den trocken knirschenden Straßen und in der spröde flimmernden Luft. In dem geschlossenen Wagen hatte ich zuerst den Eindruck, als rege sich draußen überhaupt nichts, als sei auch der Wind hier zu dem großen Schweigen erstarrt. Dann sah ich, wie sich die wenigen armen Kiefern und Pinien tief zwischen dem dichten Gefüge der Steine bogen, immer nach derselben Seite, als böten sie sich in einem monotonen Kultanz einer unsichtbaren Gottheit an. Jeder Laut aber schien von den Steinen verschluckt, vom Licht aufgelöst zu sein. Ich steige einen Augenblick aus, werde aber von dem durch nichts an seiner Raserei gehindert Mistral, diesen in der Provence gefürchteten Nordsturm, so heftig

Jahresschau der Botanik

Am Montag beginnt in Hamburg die diesjährige Tagung der Deutschen Botanischen Gesellschaft. Entsprechend dem Zwecke der Gesellschaft, einen anregenden und wirksamen Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Bestrebungen im Gesamtgebiet der Botanik in Deutschland zu bilden, wird vor allem der Nachwuchs an mehreren Tagen Gelegenheit haben, vor einem größeren Kreise von Fachkollegen die Forschungsergebnisse vorzutragen und zur Diskussion zu stellen. Weit gespannt ist der Bogen der Themen, die von den spezialisiertesten Detailforschungen bis zu allgemeinen Fragen, wie etwa der Hormonanwendung im Obstbau und der Gewächshaushökologie, reichen.

Bereits am 17. September 1882 wurde die Deutsche Botanische Gesellschaft in Eisenach mit dem Sitz in Berlin gegründet. Außer der alljährlichen Mitgliederversammlung finden regelmäßige wissenschaftliche Sitzun-

gen den Kühler gedrückt, daß ich hastig wieder hinter der schützenden Autotür verschwinde.

Keinen einzigen Menschen; kein einziges Gefährt gibt es auf diesem Wege. Es wohnt niemand hier, und wer von Marseille nach Arles will oder umgekehrt, der nimmt die große, von Pappeln, Platanen und duftenden Akazien gesäumte Straße über Salon, die viel bequemer ist und ohne die unheimliche Melancholie der Verlassenheit. So wüstenlos, so einsam, so verachtet ist diese dörrende Oede, daß es niemand für wichtig gehalten hat, die vielen kleinen Pyramiden zu glätten, die die Deutschen aus diesen Steinen mühsam zusammengebaut haben, um alliierte Luftlandungen auf der großen Fläche zu verhindern. Sie halten nun schon zehn Jahre dem Sturm und der Zeit stand, und in fünfzig Jahren werden sich die Archäologen vermutlich über ihre Bedeutung den Kopf zerbrechen und sie für barbarische Opferstätten halten.

Aber schließlich ist auch diese Wüste kein Erdteil, und einmal kommt man wieder hinaus. Allmählich werden die Steine seltener, und das Grüne zwischen ihnen, an dem sich denn auch sofort eine Schafherde gütlich tut, wird häufiger. Die ersten, noch zag verstreuten Bauernhäuser tauchen auf; mutig und zäh entlockt man dem immer noch sehr trockenen Boden ein paar Kartoffeln und etwas Gemüse. Die Rhône ist nicht mehr weit, der Punkt, an dem sich der große Fluß in die zwei Arme seines breiten Deltas teilt: Arles.

Man ist mißtrauisch: wieder ein Museum? Fast jede nennenswerte Stadt der Provence hat ihre Arena oder ihr antikes Theater oder ihren Triumphbogen oder alles zusammen. Das ist anstrengend. Andauernd wühlt man in seinem Gedächtnis nach Vergleichen mit jenen Bogen-schwüngen, Säulenkapiteln und Goldenen Schmitten, die man schon vorher gesehen hat. Man darf wohl auch das einzelne ruhig vergessen, man hat es dennoch nicht vergänglich gesehen.

Es ist heiß in Arles; und es muß heiß sein in Arles. Es ist schön, auf den breiten Mauern der riesigen Arena bis zu den höchsten Stufen hinaufzuklettern, wenn die Steine glühen und unten das stille Oval des Kampfplatzes in der Sonne dampft. Dann braucht man nur ganz genau hineinsehen in das flirrende Licht, und die ganze herrliche Welt der Gladiatoren, der wilden Tiere, der blitzenden Helme und hitzigen Volksmengen ist wieder da. In dieser Stadt leben die alten Steine. Es gibt keine, die römischer ist — mag es auch in Nîmes oder Orange viel besser erhaltene Bauten geben —, keine, in der die Antike sich leidenschaftlicher, herzhafter ihren architektonischen Mythos bewahrt hat. Keine Stadt aber zugleich, die dieses Fremde als Fremdes selbstverständlicher in sich hineingenommen hätte, die französische, südfranzösische wäre als Arles. Die schmalen, schmuddeligen Straßen mit den niedrigen Häusern, die an Stelle der Türen bunte Vorhänge aus aufgezogenen Holzperlen haben, winden sich lässig um die brüchigen rosa Marmorsäulen des Theaters, machen leicht in der Arena Platz und umschließen ohne besondere Feierlichkeit das komplizierte Thermalbad Konstantins, das durch diese Enge gar nichts von seiner Großartigkeit verliert.

Ist man fremd am Ort, so wagt man kaum kräftig aufzutreten, weil stets zu fürchten ist, man könnte seinen Fuß auf ein stolzes Römergrab oder den Schädel eines Senators gesetzt haben. Die Einwohner sind sorgloser. In der großen römischen Gräberstadt Alyscamp, den elysischen Gefilden von Arles, stehen die uralten reliefgeschmückten Marmor- und Steinsarkophage in der Parkanlage wie Bänke. Die Rentner machen es sich darauf gemütlich, und die jungen Mütter legen ihre Stricknadeln einem kunstvoll gemeißelten Löwen ins offene Maul, während ihre Kinder die offenen Grabkammern als Versteck und Papierkorb benutzen — trotz der Tafeln, die höflich, aber eindringlich auf die Heiligkeit des Ortes hinweisen. „Warum sollten wir so tun, als gehöre uns das alles gar nicht?“ meinte ein junger Arbeiter. „Was würde das ganze Steinzeug bedeuten, wenn es nicht unter uns alt geworden wäre?“

gen in Berlin statt, an denen alle Personen teilnehmen können, die botanische Interessen haben. Dies entspricht der umfassenden Bedeutung der botanischen Wissenschaft, die bereits in allen Schulen Unterrichtsfach ist. Stets war die Deutsche Botanische Gesellschaft für ihre starken internationalen Bindungen bekannt. Auch heute sind von den 600 Mitgliedern etwa 150 Ausländer. Außerdem hat die Gesellschaft zahlreiche namhafte ausländische Botaniker zu Ehrenmitgliedern oder korrespondierenden Mitgliedern gewählt.

E. T.

Schlesischer Bischof in Oldenburg. Der Bischof der evangelischen Kirche in Schlesien, Otto Hornig (Görlitz), ist zu einem sechstägigen Besuch in Oldenburg eingetroffen. Er will mit Vertretern des evangelischen Hilfswerks in Oldenburg die Lage der noch in Schlesien gebliebenen evangelischen Deutschen erörtern. (dpa)

Der Meldung, daß er an der Elbe haltzumachen beabsichtige, hatte Eisenhower hinzugefügt: „Wenn Sie einverstanden sind, werde ich Marshall Stalin unterrichten.“ Die britischen Mitglieder des Komitees waren keineswegs einverstanden; aber man konnte von Truman, der infolge des tragischen Todes Roosevelts plötzlich ins Präsidentenamt gekommen war, nicht gut erwarten, daß er die Politik umstürzen werde, die sein berühmter Vorgänger noch vor kurzem bekräftigt hatte, und an der die amerikanischen Stabschefs festhielten. Deshalb faßte Churchill den Präsidenten von der wirtschaftlichen Seite an. Seit Jalta hatte sich immer deutlicher gezeigt, daß die Sowjets beabsichtigten, ihre Besatzungszone als ein abgeschlossenes Gehege zu behandeln. Da zu der künftigen Sowjetzone die wichtigsten Agrargebiete des Reiches gehörten, war Westdeutschland für die Zeit unmittelbar nach dem Kriege großem Lebensmittelmangel ausgesetzt, wenn sich nicht die Sowjets mit dem freien Verkehr landwirtschaftlicher Produkte über die Zonengrenzen hinweg einverstanden erklärten. So empfahl Churchill am 17. April Truman dringend, die Armeen, wenn nicht nach Berlin, so doch wenigstens so tief wie möglich in die Sowjetzone vorstoßen zu lassen und nicht eher zurückzuziehen, als bis Stalin der Zusammenlegung aller Nahrungsmittelquellen zugestimmt habe.

Truman nahm in seiner Antwort den Standpunkt ein, die Alliierten müßten trotz der russischen Wortbrüche ihre Verpflichtungen erfüllen. „Unser Außenamt“, hieß es in dem am 21. April abgesandten Kabeltelegramm, „ist der Auffassung, daß im Interalliierten Kontrollrat alles getan werden muß, eine gerechte interzonale Verteilung der in Deutschland produzierten Nahrungsmittel zu erreichen, glaubt aber nicht, daß die Angelegenheit der Zurückziehung unserer Truppen auf unsere Zonengrenzen zu Zwecken solchen Aushandels benutzt werden sollte.“ Ausdrücklich hielt er das Prinzip Roosevelts und Marshalls aufrecht, daß die Strategie ohne Rücksicht auf politische Nachkriegserwägungen zu bestimmen sei: „Die Frage des taktischen Einsatzes der amerikanischen Truppen in Deutschland ist eine militärische. Meiner Meinung nach müsse General Eisenhower ein gewisser Spielraum und eine gewisse Machtbefugnis eingeräumt werden.“

Während dieses Telegrammwechsels zwischen Washington und London hatten die Ereignisse an der Ostfront eine neue, dramatische Wendung genommen. Shukow hatte am 16. April die Oder-Neiße-Linie durch-

DIE MEINUNG DER WELT

Parallelen zwischen Marokko und Persien

Basel (dpa). Parallelen zwischen den Ereignissen in Marokko und in Persien zieht die „National-Zeitung“. „Wenn der Sultan von Marokko nun über die Klinge springen mußte, während Mohammed Reza Pahlavi seinen Thron wieder übernimmt, so weil, neben anderen Gründen, der Sultan in Rabat in ähnlicher Weise der Exponent einer dem Lande sich immer stärker entfernenden Geisteshaltung war wie der ehemalige Ministerpräsident Mossadek in Teheran. Der Sturz des marok-

Schäffers Kaffeegarten

Zeichnung von Heinz Ludwig



„Morgen, Kinder, wird's was geben!“

kanischen Herrschers entspricht dem Sturz des persischen Premiers, während die Rückkehr des Schahs mit der Inthronisation des marokkanischen „Gegenkaisers“ in Parallele zu setzen ist. Wenn nun das Faß übergelaufen ist, dann wohl in erster Linie infolge der zutage getretenen eklatanten Schwäche des Sultans und der Blöße, die er sich gegeben hatte, indem er sich verzweifelt an die Ruckschöbe Frankreichs hängen mußte. So wie die labilen Perser gestern noch Mossadek jubelten und heute General Sahedi hochleben lassen, so wie sie gestern den Schah noch verwünschten und ihn heute mit Blumen begrüßen, so werden auch die Marokkaner den neuen Sultan empfangen. Orient!“

Wahlreise Berlin – Helmstedt – Berlin

Stimmabgabe von Wahlberechtigten in Berlin

DT. Berlin. Bei den Wahlen zum Bundestag am 6. September haben nur die Bewohner der Bundesrepublik Wahlrecht. Die Stimmen dürfen nur in der Bundesrepublik selbst abgegeben werden. Wahlberechtigte, die von Berlin aus an der Bundestagswahl teilnehmen wollen, können (sofern sie einen Wahlschein haben) ihre Stimmen in Helmstedt oder Hannover abgeben. Es ist Vorsorge getroffen, daß diese Wahlteilnehmer in Helmstedt und in Hannover am Wahltag einen neuen Interzonenpaß erhalten, damit sie sofort die Rückreise nach Berlin antreten können.

266 Sowjetzonenflichtlinge meldeten sich am Sonnabend bei den Westberliner Flüchtlingsstellen. (DT)

Winter im Hochgebirge. In den Alpen in den Höhenlagen über zweitausend Meter ist der Winter eingetreten. Ein jäher Wettersturz ließ in der Nacht zum Sonnabend die Temperatur auf der Zugspitze auf 4,5 Grad unter Null sinken. Auf dem Zugspitzgipfel wurden am Sonnabendvormittag sieben Zentimeter Schnee gemessen. (dpa)

Herausg.: Walther Karsch, Erik Reger. Chefredaktion: Erik Reger (abw.). Verlagsleitung: Franz Karl Meier. — Chef vom Dienst: Alex Schmalz. Verantwortlich: Innenpolitik Dr. Ludwig Eberlein; Außenpolitik Ernst Naumann; Handel i. V. Karlheinz Broedelt; Feuilleton und Literatur: Walter Lemwig; Wissenschaft, Frauenleben, Weltspiegel Dr. Ewald Weitz; Berliner Teil Günter Matthes; Sport Gerhard Reimann (abw.); Haus/Hof/Garten Brigitte von Mangoldt; Reiseführer Charlotte von Seil; Anzeigen Friedrich Wilhelm Teschner. Für unverlangte Manuskripte wird keine Verpflichtung übernommen. Beiträge mit vollem Verfassernamen gelten nicht als redaktionelle Meinungsäußerung. Druck: Druckhaus Tempelhof. A 1 156 B 78

brochen und binnen fünf Tagen die östlichen Außenbezirke Berlins erreicht; gleichzeitig näherte sich Konjew Dresden. Diese Entwicklung bekräftigte Eisenhower in seinem Entschluß, nicht weiter nach Osten vorzugehen. Er hatte sich schon immer darüber sorgenvolle Gedanken gemacht, daß seine Truppen infolge irgendeines Zwischenfalls mit den Russen zusammengeraten könnten, wenn sich nicht die aufeinander zu marschierenden Armeen an einer mit Sicherheit feststellbaren geographischen Linie trafen. Dazu bot sich die Elbe an, während es östlich des Flusses an einer geeigneten Demarkationslinie fehlte. So machte denn Eisenhower von seiner Vollmacht Gebrauch und benachrichtigte am 21. April das sowjetische Oberkommando, daß er jetzt, abgesehen von dem Vormarsch auf Lübeck, seine Armeen auf der allgemeinen Linie der Elbe, ihres Nebenflusses Mulde und der gebirgigen Westgrenze der Tschechoslowakei anhalte, und zwar „aus Gründen des Nachschubs“. Aber nicht deshalb und auch nicht aus Besorgnis, es könne zu einem Zusammenstoß mit der Roten Armee kommen, ließ er die Gelegenheit fahren, Prag zu befreien. Patton stand bereits an der tschechischen Grenze, doch Eisenhowers Plan sah vor, daß die 3. Armee jetzt parallel zur Grenze und mit der amerikanischen 7. Armee in der rechten Flanke beiderseits der Donau nach Südosten gegen das „Nationale Réduit“ vorzugehen hatte.

Am nächsten Tage traten Patton und Patch zu diesem Unternehmen an. Es sollte sich als eine vergebliche Jagd herausstellen. Bradley schreibt: „Wir sollten erst nach Beendigung des Unternehmens dahinterkommen, daß das Nationale Réduit zum größten Teil in der Einbildung einiger weniger fanatischer Nazis existierte. Es nahm eine so maßlos übertriebene Gestalt an, daß ich mich frage, wie wir so dumm sein konnten, so etwas zu glauben. Da sich aber diese Legende von dem Réduit nun einmal erhielt, ging davon eine zu unheilverkün- dende Drohung aus, als daß wir sie hätten unbeachtet lassen können, und so bestimmte sie in den letzten Kriegswochen unsere taktischen Ueberlegungen.“ Weder die Partei noch die Wehrmacht hatte in der sogenannten Alpenfestung irgendwelche Vorbereitungen zu einem verlängerten Widerstand getroffen, und soweit solche Pläne bestanden, waren sie durch die Schnelligkeit des amerikanischen Vormarsches zur Elbe und zum Böhmerwald vereitelt worden.

Das „Nationale Réduit“ war ein Phantom.

Am Dienstag: Roosevelt ist tot